

(Nachdruck verboten.)

40)

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Wolfgang war, als er Frida bis an ihre Haustüre gebracht hatte, langsam weitergeschlendert, den Tennisschläger unterm Arm, die Hände in den Taschen der weiten Hosen. Ueber ihm spannte sich ein reichgestirnter Nachthimmel, unendlich schwül blinkten goldene Augen zu ihm nieder; alles Räderrollen war verstummt, keine Spaziergänger in großen Trupps wirbelten mehr den Staub der Straße auf. Was die hin und wieder rollenden Sprengwagen des Tages nicht vermocht hatten, das hatte jetzt der Tau der Nacht getan. Der lose Sand war gelöst, eine kühlende Frische stieg vom Boden auf, Bäume und Büsche dufteten nach Grün; von Gartenbeeten, im Dunkel versunken, stiegen Blumengerüche auf. Wolfgang atmete mit Wohlgefühl, leise pfiff er; eine friedvolle Freude war in ihm: nun war es doch gut, daß er sich nicht mehr in Berlin umhertrieb! Es war so nett gewesen mit Frida, wie gut hatte er sich mit ihr unterhalten — und dann — es machte ihm wirklich ein riesiges Vergnügen, Mutter Lämke ein wenig unter die Arme greifen zu können!

So recht im Innersten vergnügt kam er zu Hause an.

„Die Herrschaften haben längst abgegessen,“ erlaubte sich Friedrich mit einem gewissen Vorwurf zu bemerken — der junge Herr war denn doch gar zu unpünktlich!

„Na, wenn schon,“ sagte Wolfgang. „Sagen Sie der Köchin, sie soll mir noch rasch was machen, ein Kotelett oder Beefsteak, oder was gab's denn sonst heute abend? Ich habe 'nen Mordshunger!“

Friedrich sah ihn ganz verdukt an: jetzt noch, um halb elf noch? Das war doch Herrn Schlieben oder der gnädigen Frau noch nie eingefallen, so etwas zu verlangen — warmes Abendbrot noch, um halb elf Uhr?! Er stand zögernd.

„Na, wird's bald,“ sagte der junge Herr über die Schulter weg und ging ins Esszimmer hinein.

Da saßen die Eltern — beide lasen — noch am Tisch, aber der Tisch war leer.

„Guten Abend,“ sagte der Sohn, „schon abgedeckt?!“ Aus seinem Ton klang laut die Verwunderung.

„Na, da bist Du ja!“ Der Vater nickte ihm zu, aber sah dabei nicht auf, er schien von seiner Lektüre ganz in Anspruch genommen. Und die Mutter sprach: „Seht Du Dich noch ein wenig zu uns?“

Den jungen Menschen fröstelte auf einmal. Draußen war's wohl warm gewesen, hier innen kühl.

Und dann war es eine Weile ganz still, bis Friedrich mit einem Tablett hereinkam, auf dem, neben dem Gedeck, nur ein wenig kaltes Fleisch, Brot, Butter und Käse zu sehen waren. Es fiel Wolfgang auf, wie laut er klapperte; für gewöhnlich servierte das Hausmädchen. „Wo ist denn Marie?“

„Zu Bett!“ sagte die Mutter kurz.

„Schon?!“ Wolfgang wunderte sich im stillen darüber. Gorch, da schlug eben drüben die Pendüle in Mutter's Zimmer — elf?! Wirklich schon elf Uhr?! Da konnten sie aber machen, daß er was zu essen kriegte, der Magen schrumpfte ihm ja ordentlich zusammen vor Hunger! Er sah unverwandt nach der Tür, durch die Friedrich wieder verschwunden war: gab's nun bald was?!

Er wartete.

„So ist doch!“ Die Mutter rückte ihm das Schüsselchen mit kaltem Fleisch näher.

„Warum ist Du denn nicht?“ fragte der Vater plötzlich.

„O, ich warte ja noch!“

„Es gibt nichts anderes mehr,“ sagte die Mutter, und ihr Gesicht, das unendlich abgespant aussah, wie das eines Menschen, der lange und vergeblich gewartet hat, rötete sich schwach.

„Nichts anderes — nichts mehr — wieso denn?!“ Der Sohn sah außerordentlich enttäuscht drein, sah von der Mutter auf den Tisch, aufs Büfett und dann wie suchend im Zimmer umher.

„Gibt Ihr denn nichts anderes gegessen?!“

„Ja, wir haben anderes gegessen — aber wenn Du nicht

kommst!“ Der Vater runzelte die Stirn, und nun sah er zum erstenmal heute abend den Sohn voll an und maß ihn mit einem ernsthaften Blicke. „Du kannst doch unmöglich verlangen, wenn Du so unpünktlich nach Hause kommst, noch warmes Abendbrot zu finden?“

„Aber Ihr — Ihr braucht ja doch deswegen nicht“ — der junge Mensch verschluckte den Rest — es wäre ihm ja viel lieber, die Eltern sähen nicht da und warteten auf ihn, die Diensthofen würden schon ihre Schuldigkeit tun!

„Reinst Du vielleicht, die Diensthofen brauchen keine Nachtruhe?“ sagte der Vater, als hätte er diese Gedanken er-raten. „Die Mädchen, die den ganzen Tag in der Küche gesteckt haben, wollen abends auch Schlaf machen. Darum mußt Du schon früher kommen, wenn Du mit uns essen willst. Im übrigen wird es einem jungen Menschen wohl nichts schaden, wenn er abends mal mit einem Butterbrot vorlieb nimmt. Ueberdies Du, der Du“ — er hatte eigentlich sagen wollen: „Du, der Du so gut zum Mittag isst!“ —, aber nun reizte ihn die Miene des jungen Menschen, in der so viel maßloses Staunen lag, und er sprach laut, ganz gegen seine Gewohnheit heftig, heftiger, als er's je im Sinn gehabt hatte: „Du — bist Du etwa berechtigt, solche Ansprüche zu machen? Wie kommst Du dazu, gerade Du?!“ Eine Bewegung Kätes, ein Nauschen ihres Meides erinnerten ihn an ihre Gegenwart, und er fuhr gemäßigter fort, aber mit einem gewissen ärgerlichen Hohn: „Reisest Du etwa so viel? Zwei Stunden vormittags im Kontor — knapp —, nachmittags eine Stunde — ja, das ist eine erstaunliche, eine kolossale Tätigkeit, die große Ansprüche an Deine Kräfte stellt! Eine ganz besondere Verpflegung erheischt, in der Tat! Nun, was denn, was?“

Wolfgang hatte etwas sagen wollen, aber der Vater ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Setz erst eine bescheidene Miene auf, und dann rede! Junge, ich sage Dir, wenn Du Brau-müller noch einmal um Geld angeht!“

Da, da war es heraus! All das diplomatische Fragen und Ausborehenwollen war im Aerger vergessen. Schlieben fühlte sich förmlich erleichtert, nun er sagen konnte: „Das ist ja eine unerhörte Sache! Es ist eine Schmach für Dich und — für mich!“ Die erregte Stimme war leiser geworden, bei den letzten Worten ersticke sie in einem Seufzer. Der Mann stützte den Arm auf den Tisch und den Kopf in die Hand; man sah es ihm an, wie nah es ihm ging.

Käte saß stumm und blaß. Ihre Augen öffneten sich schreckhaft weit — also, das, das hatte er getan, sich Geld geborgt?! Auch das?! Nicht allein, daß er sich betrank, sinnlos betrank — auch das, auch das?! Es konnte ja gar nicht sein — nein! Lebend suchte ihr Blick Wolfgang's Gesicht: er mußte ja verneinen!

„Aber, Papa,“ sagte Wolfgang und versuchte zu lächeln, „ich weiß wirklich nicht, wie Du mir vorkommst! Ich habe Deinen Sozjus, der mir's übrigens mal selber angeboten hat, der mir überhaupt sehr entgegengekommen ist, um 'ne kleine Gefälligkeit gebeten. Ich wollte es ihm gerade wieder schicken —“ er lugte von der Seite den Vater an: wußte der, wieviel? — „morgen schicke ich es ihm!“

„So, morgen!“ Es lag Mißtrauen in Schlieben's Ton, aber doch eine gewisse Beruhigung, er wollte ja so gern das Beste von seinem Jungen annehmen. Was hast Du noch für Schulden?“ fragte er. Und dann kam plötzlich die Furcht über ihn, daß dieser junge Mensch da ihn hinterginge, und in der Angst vor einer Riesenverantwortlichkeit, die er sich auferlegt hatte, sagte er härter, als es sich mit seinem Herzen vertrug: „Ich würde Dich züchtigen wie einen nichtsnutzigen Bub, wenn ich's erführe! Meine Hand von Dir abziehen — keh, wie Du fertig wirst! Pfui, Schulden, ein Schuldenmacher!“

Käte sah immerfort ihren Mann an, so hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie wollte rufen, ihn unterbrechen: „Du bist so streng, viel zu streng, so schneidest Du ihm ja jedes Ge-ständnis ab!“ — aber sie brachte nichts heraus. Sie ver-stimmte unter der Last der Befürchtungen, die über sie her stürzten. Voll verzehrender Unruhe hingen ihre Blicke an dem jungen Gesicht, das bleich geworden war.

Wolfgang's Lippen zuckten, es arbeitete in ihm. Er hatte sprechen wollen, schon angefangen dazu, es einzugehen, daß er

mehr verbraucht, als er gehabt hatte. Wäre der Vater nur nicht immer so riesig korrekt! Liebe Zeit, es ist eben nicht zu vermeiden, daß man die Hände voll Geld aus den Taschen zieht, wenn man's dazu hat! Hier denen, denen sagte er nur zu ungern davon! Sie waren ja im Grunde gute Leute, aber sie hatten eben gar keine Ahnung! Gute Leute —? Nein, das waren sie denn doch nicht!

Nun kam die Empörung. Wie konnte der Vater sich's einfallen lassen, ihn so anzufahren, ihn abzukanzeln in solchem Tone? Wie einen Verbrecher! Und sie, warum startete sie ihn denn so an mit Blicken, in denen er etwas wie Verachtung zu lesen glaubte?! Nun, so wollte er sie denn noch mehr entsetzen, ihnen ins Gesicht schleudern: „Natürlich hab' ich Schulden, was ist den dabei?!“ Aber mitten in der Hitze kam ihm die kühle Berechnung: wie hatte der Vater gesagt? — „ich würde die Hand von Dir abziehen“ —?!

Wolfgang bekam auf einmal einen großen Schrecken: den hier brauchte er, den hier konnte er doch nicht entbehren! Und so raffte er sich denn auf in schnellem Umschwung: nur nichts eingestehen, nur sich nicht verraten! Er sagte, vom trozigen Aufbrausen hinübergleitend zur glatten Kühlung: „Ich weiß nicht, warum Du Dich so aufregst, Papal! Ich habe ja keine!“

„Wirklich keine?“ Ernst fragend sah ihn der Vater an, aber aus dem Ernst leuchtete schon die trohe Hoffnung.

Und als der Sohn erwiderte: „Nein!“ da streckte er ihm die Hand über den Tisch hin: „Das freut mich!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Verschwörer.

Von E. G. Glüd.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Aristides Robinot, Subalternbeamter der Pariser Untergrundbahn-Gesellschaft, erfreute sich einer ganz besonderen Wertschätzung von seinen Kollegen. Aristides Robinot war nämlich ein vollendeter Virtuose im Dienstschwänzen. Er betrachtete es als Ehrensache, nicht zum Dienst zu gehen, und fühlte sich nie befreidiger, nie glücklicher, als wenn er eine geniale Entschuldigung erfunden hatte, mit der er sein Fehlen rechtfertigen konnte. Wenn er sich nach längerer oder kürzerer Abwesenheit doch entschloß, wieder im Bureau zu erscheinen, so geschah es nicht aus Furcht vor dem Horn der hohen und höchsten Chefs, sondern weil er kein löstlicheres Vergnügen kannte, als sich an den ob seiner phantastischen Ausreden verblüfften Mienen von Vorgesetzten und Kollegen zu weiden.

Robinot schwandelte mit solcher Ehrlichkeit im Blick, mit soviel Uebergangstreue im Ton, daß man nicht gut an seinen Worten zweifeln konnte. Er arbeitete durchschnittlich sechs Tage im Monat, aber niemand wäre es auch nur im Traume eingefallen, über diese in Permanenz erklärte Faulheit entrüstet zu sein. Im Gegenteil, man wurde unruhig, wenn der Zufall es einmal fügte, daß er zwei Wochen hintereinander zum Dienst kam. Seine beispiellose Unregelmäßigkeit wurde eben von Vorgesetzten wie von Kameraden als etwas Unabhängigkeit's hingesehen.

Robinot hatte einen Kollegen, Camille Larpy, der über alles und jedes Statistiken führte. Dieser Larpy notierte gewissenhaft, zu Ruh und Frommen künstiger Generationen, wie oft Robinot den Dienst versäumte und mit welchen Gründen er die Versäumnis motivierte.

Während der fünfzehn Jahre, die er der Pariser Untergrundbahn-Gesellschaft angehörte, hatte Aristides Robinot 152 Verwandten oder Freunden das letzte Geleit gegeben, war 37 mal Traupate und 198 mal Trauzenige gewesen, hatte er bei 43 Gerichtsverhandlungen und 11 sogenannten Ehrenhändeln zugegen sein müssen. Aber das waren nur Nothelfer, die er aus tiefster Seele verachtete und die er nur vorbrachte, wenn ihm nichts Besseres einfiel. Für gewöhnlich ließ er seiner Phantasie die Zügel schießen, und wenn er einmal wirklich wegen einer Influenza das Bett hatte hüten müssen, erzählte er gewiß später, spannend wie ein Kriminalroman, von einer Vergiftung durch Austeren oder Gispilze, der er nur durch einen glücklichen Zufall nicht erlegen sei.

Eines Nachmittags erschien Robinot mit verstörten Mienen und angsterfüllten Augen im Bureau. Sein Abteilungsvorsteher wollte ihn fragen, wie es käme, daß man drei Tage nicht das Vergnügen gehabt hätte, ihn zu sehen, aber Robinot ließ ihn nicht aussprechen. In tragischem Ton begann er:

„Mein Herr, um ein Haar hätte ich Sie nicht mehr wieder-gesehen!“

Und mit vor innerer Erregung zitternder Stimme — er be-räuschte sich an seinen eigenen Lügen — fuhr er fort:

„Meine Frau und ich, wir sind beinahe erstickt. Wir haben in unserem Schlafzimmer einen kleinen eisernen Ofen . . .“

Um seine Erklärungen anschaulicher zu machen, ergriff er einen Bleistift und entwarf einen Situationsplan.

„Sehen Sie, hier befindet sich das Bett, hier der Ofen, hier das Fenster. Und nun stellen Sie sich vor: mitten in der Nacht erwache ich infolge eines intensiven Geruches nach Kohlenoxydgas. Der Kopf ist mir schwer wie Blei. Ich glaube ein Stöhnen zu hören. Vielleicht ist es bloß ein Traum, denke ich zunächst. Leider nein! Es ist meine Frau, die, halberstickt, röchelt. Schwankend wie ein Betrunkener erreiche ich schließlich das Fenster, reiße es auf . . . Es war die höchste Zeit!“

Dieses Abenteuer wurde von Herrn Larpy in seiner Statistik „der Erstickungsstrid“ getauft. „Der Gedächtnischwundrid“ ist nicht minder originell.

Eines schönen Morgens auf dem Wege zum Bureau, erzählte Robinot, verließ ihn plötzlich das Gedächtnis. Er konnte sich absolut nicht mehr erinnern, bei welcher Gesellschaft er angestellt war. Zum Unglück hatte er kein Papier bei sich, das seinem schwachen Gedächtnis hätte auf die Sprünge helfen können. So irrte er denn von der Orleansbahn-Gesellschaft zur Nordbahn — von da zur Ostbahn-Gesellschaft und wieder zurück. Vielleicht würde er noch heute umher irren, wenn er nicht zufällig einem Bureaudiener der Untergrundbahn-Gesellschaft begegnet wäre, der ihn auf den richtigen Weg brachte.

Er schilderte seinen Fall mit solch unerschütterlichem Ernst, mit solch verförter Miene, daß sich niemand auch nur das leiseste Lächeln des Unglaubens gestattete.

Wahrscheinlich würde Aristides Robinot noch reichliches, inter-essantes Material für die Statistik seines Kollegen Larpy geliefert haben, wenn Herr Delabon, der Direktor der Untergrundbahn-Gesellschaft, länger gelebt hätte. Aber genau wie jeder simple Passagier dritter Klasse war auch der Herr Direktor sterblich. Eines Tages war er tot, und auf diesen nachschätigen Vorgefetzten folgte Herr Lechant d'Ussigne, ein unbeugsamer, starrer, hochfahrender Bureaunkrat. Es hieß von ihm, er sei besonders gegen die Faulenzer und Schwindler im Dienst unbarmherzig streng.

Robinot sollte bald erfahren, wie begründet dieses Gerücht war. Nach einer bescheidenen Versäumnis von drei Tagen, die ihm nicht genügend entschuldigt schien, ließ der Herr Direktor ihn zu sich kommen, hielt ihm sein ganzes Sündenregister vor und stellte ihm für den Wiederholungsfall Disziplinarstrafen in Aussicht. Diese erste Warnung blieb ohne jede Wirkung. Robinot schwänzte schon nach wenigen Tagen wieder den Dienst. Zur Strafe wurde ihm das Gehalt von 2600 auf 2400 Franks herabgesetzt. Derselbe negative Erfolg wie vorher. Am nämlichen Tage, an dem ihm die Gehalts-Erkürzung mitgeteilt war, besah der unverbesserliche Aristides die Kühnheit, abermals den Dienst zu versäumen unter dem banalen Vorwand, er müsse einen alten Onkel pflegen, der im Sterben liege. Als er wieder ins Bureau kam, eröffnete ihm Herr Lechant d'Ussigne, daß er bei der nächsten geringsten Unregelmäßigkeit seine Entlassung zu gewärtigen hätte.

Vor diesem schweren Geschäft blieb Robinot nichts anderes übrig als die Segel zu streichen. Er mußte sich dazu bequemen, pünktlich und regelmäßig ins Bureau zu kommen, wie alle seine Kollegen. Man amüsierte sich töllich über seinen ungewohnten Fleiß und lachte über des Widerspenstigen Zämnung.

Aristides verbiß tapfer seinen Zorn, während er über phantastischen Nachsplanen brütete. Aber, durch die Erfahrung gewichtigt, wartete er geduldig auf eine günstige Gelegenheit oder eine geniale Idee. Beide ließen nicht lange auf sich warten.

Die Regierung hatte soeben eine große, gegen die Republik gerichtete Verschwörung entdeckt. Er beschloß, sich in diese Verschwörung verwickeln zu lassen.

Er kaufte die Bilder des Herzogs von Orleans, des Prinzen Viktor Napoleon und des verstorbenen Grafen von Paris und befestigte sie an den Wänden seines Speisezimmers; er traf verschiedene andere Vorbereitungen, die alle dazu bestimmt waren, ihn zu kompromittieren, und schrieb schließlich an den Richter, der mit der Voruntersuchung im Verschwörerprozeß betraut war, folgenden Brief:

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß Herr Aristides Robinot, 40 Jahre alt, wohnhaft Rue des Dames 172, im Solde der Reaktion steht, und daß sein Tam und Treiben im höchsten Grade verdächtig ist.

Ein alter Republikaner.

Bald bemerkte Robinot, daß seine Denunziation auf fruchtbaren Boden gefallen war. Häufig begegnete er von nun an zwei Herren, die sich den Anschein von pensionierten Offizieren gaben und die — seltsames Zusammentreffen — stets den nämlichen Weg hatten wie er.

Beispiel! Er wurde beispiel! . . . Schon nach wenigen Tagen konnte er einen weiteren Erfolg verzeichnen.

In dem Café, in welchem er täglich seinen Absinth zu trinken pflegte, hörte er eines Abends, wie ein Gast den Kellner um die „Autorität“ und den „Soleil“ ersuchte. Er sah sich den Herrn an und erkannte in ihm den einen seiner beiden Verfolger. Selbstverständlich war es ein reiner Zufall, daß der Herr gerade die beiden Zeitungen wünschte, die Robinot las. Robinot ließ sie ihm sofort überreichen. Der Herr dankte und grüßte beim Fortgehen sehr höflich. Am nächsten Tage sahen sie am nämlichen Tische und tauschten ihre Ansichten über das Wetter usw. aus. Am folgenden Tage wechselten sie die Karten, und Robinot erfuhr, daß er dem Baron Cacha, Moissat, einem pensionierten Kavallerie-

offizier, überaus sympathisch sei. Sie plauderten von diesem und jenem, und der Herr Baron äußerte sich höchst abfällig über die Regierung. Robinet zeigte sich ziemlich schweigsam, aber sein Lächeln verriet mehr als alle Reden der Welt hätten sagen können. Eines Tages rief Herr Cachey-Moissat nach einem besonders heftigen Ausfall gegen das Ministerium:

„Nun sagen Sie mir bloß, wann wird der starke Mann kommen und dieser elenden Republik ein Ende machen?“

Er sprach so laut, daß Aristides ihn besorgt zur Vorsicht mahnte. „Um Gotteswillen, leiser! Am Ende befinden sich noch hier im Saal ein paar Spiegel, die . . .“ Und zum Ohr des anderen sich beugend, fügte er hinzu: „Wer weiß? Der große Tag und der starke Mann sind vielleicht näher als wir glauben.“

Am nächsten Morgen wurde Robinet durch heftiges, ungeduldiges Pochen an der Tür zu sehr früher Stunde unjauft aus dem Schlummer gerissen.

„Aha! Jetzt kommt's!“ sagte er sich entzückt! „Die Haus-suchung!“

Draußen besaß eine rauhe Stimme:

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!“

„Was geht mich das Gesetz an?“ entgegnete Robinet, den Schlüssel noch einmal im Schloß umdrehend.

„Öffnen Sie oder ich lasse einen Schlosser holen!“

„Ach, machen Sie doch keinen Unfuh! Sie sind ein Spatzvogel. . . Na, der Portier wird Ihnen schon Weine machen!“

Mit diesen Worten lief er an den Kamin und steckte die Papiere in Brand, die er in Voraussicht einer obrigkeitlichen Visite dort aufgehäuft hatte. Als nur noch ein Häuflein Asche davon übrig war, schloß er die Tür auf. Es war die höchste Zeit: ein in aller Eile herbeigeholter Schlosser schickte sich an, die Tür gewaltsam zu öffnen.

„Ei sieh mal an!“ höhnlächelte der Polizeikommissar, eintretend. „Sie haben soeben verbrannt, was Sie hätte kompromittieren können?“

Durchaus nicht, Herr Kommissar! Ich habe bloß ein wenig Feuer gemacht, um Sie zu empfangen. Das Zimmer ist so kalt und Sie kommen zu so früher Stunde!“

„Das Scherzen soll Ihnen bald vergehen! Sie sind verhaftet!“

Die Inhaftierung Robinots erregte bei der Untergrundbahngesellschaft großes Aufsehen. Jeder war stolz darauf, einen „Verschwörer“ zu kennen, dessen Bild die erste Seite der Zeitungen zierte. Freilich die meisten Kollegen ahnten die Wahrheit, und ihre Bewunderung für Robinet stieg ins Unermeßliche.

Indessen vermochte der Untersuchungsrichter nicht, die Schuld des Verhafteten, der sich in seinen Antworten äußerst vorsichtig zeigte, darzutun.

„Was bedeuten die Bilder der Prätendenten in Ihrer Wohnung?“

„Nichts. Ein bißchen Wandschmuck.“

„Sie lieben die Republik nicht?“

„Meine Sympathien und Antipathien sind meine Privatsache. Im übrigen bezahle ich prompt meine Steuern.“

„Und die kompromittierenden Papiere, die Sie bei Ankunft des Polizeikommissars verbrannten?“

„Beweisen Sie mir, daß es kompromittierende Papiere waren!“

„Warum hätten Sie sonst nötig gehabt, sie zu verbrennen?“

„Warum? Passiert es Ihnen nicht auch manchmal, daß Sie unwichtige Briefe, die Ihnen im Wege sind, verbrennen?“

„Sie sind sehr schlau! . . . Aber Ihre Gespräche mit dem Pseudo-Baron Cachey-Moissat?“

„Sie sagten soeben, ich sei sehr schlau. Nun, dann mußte ich natürlich auch sofort merken, daß der Herr Baron ein Spiegel sei, und es machte mir Spaß, ihn gehörig hineinzulegen.“

Da die Wahlen unerwartet günstig ausgefallen waren, zeigte die Regierung sich gnädig und ließ alle Verschwörer laufen. Aristides Robinet hatte 23 Tage in Untersuchungshaft gesessen. Sein Wiedererscheinen im Bureau erregte kolossale Sensation.

„Mein Herr,“ erklärte er seinem Vorgesetzten in feierlichem Tone, „ich habe eine Zeitsang dem Bureau fernbleiben müssen, den Grund wissen Sie wohl, nicht wahr?“

Er wollte die Einzelheiten seines Abenteuers erzählen, als ein Diener eintrat und sagte:

„Der Herr Direktor wünscht Herrn Robinet zu sprechen.“

Herr Lechant d'Uffigne stammte aus einer alten Welsfamilie. Kein Wunder, daß er die Republik nicht liebte, sondern im Innersten seines Herzens die Wiedertehr der Monarchie herbeisehnte. Gleich bei den ersten Worten merkte Robinet, daß der Allgewaltige sich dieses Mal von einer ganz anderen Seite zeigte, als bei den früheren Audienzen.

„Ah, da haben wir ja unseren Herrn Verschwörer! Sehen Sie sich doch!“

Der Herr Direktor ließ sich einen ausführlichen Bericht über die Affäre erstatten. Mit freundlichem Blick und heifälligem Lächeln lauschte er den Worten seines Untergebenen.

„Herr Direktor!“ schloß Robinet mit bewegter Stimme. „Ich habe des öfteren den Dienst versäumt. Man hat mich der Faulheit und Unpünktlichkeit geziehen, mich gestraft, — ich habe geschwiegen und alles geduldig über mich ergehen lassen. Jetzt, Herr Direktor, begreifen Sie, daß ich die wahren Gründe meiner häufigen Versäumnisse nicht enthüllen konnte!“

Herr Lechant d'Uffigne war vorsichtig genug, nichts zu sagen, was ihn hätte kompromittieren können, aber er drückte seinem Untergebenen warm die Hände.

Zu Neujahr erhielt Aristides Robinet eine Gehaltszulage von 600 Franc.

Am Tage nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft hatte ein hochherziger Anonymus ihm 3000 Franc geschickt mit der Bestimmung, mit diesem Gelde „die guten Ideen zu verbreiten“.

Robinet erscheint nur noch zur Gehaltszahlung im Bureau. Die übrige Zeit beschäftigt er sich ohne Zweifel damit, die 3000 Franc im Sinne des geheimnisvollen Sponsors zu verwenden. Trotz dieser häufigen Versäumnisse hört er von Herrn Lechant d'Uffigne nie ein böses Wort. —

## Kleines feuilleton.

ie. Der Kinematograph in der Medizin. Es ist schon bald nach der Erfindung des Kinematographen darauf hingewiesen worden, daß dies Verfahren zur Erzeugung lebender Photographien zu einer wichtigen Rolle im ärztlichen Unterricht berufen sein könnte. Unter diesen ist diese Anregung aufgenommen worden und hat hier und da schon anerkanntswerte Erfolge erzielt. Eine ausgezeichnete Vorführung kinematographischer Bilder für Aerzte vermittelte Dr. Walter Chase von der Harvard-Universität in der letzten Sitzung der Medico-chirurgischen Gesellschaft von Edinburgh. Er veranschaulichte die gewaltigen Fortschritte des Verfahrens an kinematographischen Photographien, die verschiedene Erscheinungen krankhafter Bewegung, wie namentlich den Verlauf epileptischer Anfälle verschiedenen Grades, ferner Weikstanz, mannigfaltige Formen von Lähmungserscheinungen, Nervenzuckungen und ähnliches zur Darstellung brachten. Fast 1000 Meter Film wurden für diese Lichtbilder gebraucht, deren Abrollung ohne jede Unterbrechung 50 Minuten in Anspruch nahm. Dr. Chase schickte dieser Demonstration einen Vortrag voraus, der für die Entwicklung der kinematographischen Aufnahmen auf dem Gebiet der Medizin ein glänzendes Zeugnis ablegte. Vorläufig scheint diese Neuheit in den Vereinigten Staaten die meiste Aufmerksamkeit und Pflege gefunden zu haben, dürfte aber wegen ihrer hohen Bedeutung für den medizinischen Unterricht auch bei uns sich bald Beachtung erzwingen. Dr. Chase verweilt zunächst bei der Wichtigkeit der Photographie für die medizinische Wissenschaft überhaupt, wie sie durch einen Vergleich der Abbildungen der ärztlichen Literatur einer nur ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Zeit mit den heutigen gelebt wird. Bald versuchte man, die Photographie auch für das Studium von Bewegungen lebender Wesen auszunutzen, erzielte aber erst nach der Erfindung des Celluloidfilms wirkliche Erfolge. Chase hat dann vor einigen Monaten zunächst in pathologischem Interesse seine kinematographischen Aufnahmen angefertigt, ist aber bei Gelegenheit verschiedener Vorführungen vor großen wissenschaftlichen Gesellschaften zu dem Schluß gekommen, daß sowohl der Chirurg wie namentlich der gewöhnliche praktische Arzt ein außerordentliches Interesse an derartigen Darstellungen besitzt. Die verschiedensten Stadien epileptischer Anfälle sind in diesen Bildern zum erstenmal in lebensreuer Darstellung wiedergegeben worden, so daß sie in beliebiger Wiederholung aufs genaueste untersucht werden können. Auf den kinematographischen Bildern dieser Art, die übrigens wohl kein Anblick für Nervenschwache sein mögen, ist genau die verschiedene Beeinflussung der einzelnen Muskeln zu erkennen, der aus dem Munde fließende Speichel, wie auch die Bewegungen der Augen. Wenige Aerzte mögen Gelegenheit haben, in Wirklichkeit einen so tiefgehenden Einblick in die Neuerungen dieser leider so sehr verbreiteten Krankheit zu tun, wie es hier in einer bildlichen Darstellung jedem ermöglicht wird. Es läßt sich sehr wohl denken, daß die Erforschung und damit auch die Behandlung der Epilepsie durch die Anfertigung solcher kinematographischer Bilder eine wesentliche Förderung erfahren werde. Allerdings bietet solche Aufnahme erhebliche technische Schwierigkeiten, da das Aufstellen und Einrichten des photographischen Apparats mehrere Minuten in Anspruch nimmt, und der Platz nach seiner Benutzung auch nicht immer für eine Aufnahme geeignet ist. Dr. Chase hat all diese Schwierigkeiten zu überwinden gewußt, allerdings mit erheblichen Umständen und Kosten, auch mit Anwendung mancher List. Die Aufnahmen fanden in einem großen Raum statt, der jederzeit mit elektrischen Lampen stark erhellt werden konnte. Dr. Chase hofft, daß schon in einer nahen Zukunft der Kinematograph zu den unentbehrlichen Apparaten im medizinischen Auditorium gehören werde. Ferner seien die Aufnahmen auch für die Illustrationen von Lehrbüchern von unschätzbarem Wert. Auf den von ihm aufgenommenen Bildern epileptischer Anfälle sind nicht weniger als 23 500 scharfe Darstellungen verschiedener Phasen der Krämpfe festgehalten worden, von denen jede einzelne selbstverständlich beliebig vergrößert und für sich vervielfältigt werden kann. Allerdings würde damit gerechnet werden müssen, daß es gelingt, die kinematographischen Aufnahmen wesentlich billiger zu gestalten, als sie heute sind. —

— Die Ume von Schimsheim. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Die heftige Regierung, die sich, wie man weiß, den Schutz der Naturdenkmäler sehr angelegen sein läßt, hat die mitten in

dem rheinheffischen Dorfe Schimsheim (Kreis Oppenheim) stehende Ulme, im Volksmunde „Esse“ genannt, unter den Denkmalschutz gestellt und beabsichtigt nunmehr, den Alten oder „die Alte“, so gut wie es eben geht, zu renovieren, indem die Hauptäste mit Eisenwerk bekränzt und der ganze Baum mit einem Eisengitter umgeben werden soll. Das Alter des Riesen wird auf etwa tausend Jahre geschätzt, und man glaubt, daß er sowohl der stärkste als auch der älteste Baum Deutschlands sei. Der Umfang des Stammes beträgt 15 1/2 Meter, diesen Umfang behält der Stamm bis zu einer Höhe von ungefähr 5 Meter bei, die zwei Hauptäste, in die sich der Stamm teilt, haben einen Umfang von 10, bezw. 5 Meter, während diese wieder Nebenäste oder „Zweige“ von 1 Meter Umfang aufweisen. Aus der Geschichte des Baumes sei mitgeteilt, daß der Stamm in den 60er Jahren fast ganz hohl brannte und zu befürchten stand, daß er absterben werde. Die Höhe des Baumes, die früher ungefähr 30 Meter betrug, wurde damals auf die jetzige Höhe von 17 Meter reduziert, und zwar geschah dies, um den Baum zu erhalten. Der hohle Baumstamm hatte bis vor einigen Jahren zwei Öffnungen als Zugänge. Bei einem Dorf-feste wählte einst eine aus 15 Mann bestehende Musikkapelle dieses Baumstamminnere als Musikpavillon. Der hohle Stamm ist jetzt mit Sand ausgefüllt; 22 Kubikmeter waren dazu nötig. In Rhein-heffen spricht man von dem Baume als dem „Schimsheimer Raibaum“, weil sich unter seinem Schutze gegen Regen und Sonneneinstrahlung des Sonntags die Schimsheimer Männer zu versammeln pflegen, um über die Tagesneuigkeiten und die Gemeindeangelegenheiten zu debattieren, während an Wochentagen die Schimsheimer Schuljugend sich die „Esse“ zum Tummelplatz und des Abends die freie Jugend zum Stellbischen zu wählen pflegt.

**Geographisches.**

— Eine natürliche Brücke über den Ruffsi, den dem Nivusee entstehenden Grenzfluß zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat, beschreibt Major Wangermee, Bize-gouverneur des Kongostaates, in einem Vortrag über eine Reise durch das Nivuseegebiet. Nach dem Bericht in „Mouv. géogr.“ vom 22. April 1906 frönt der Ruffsi in tiefen Schluchten mit fast über-all senkrecht abfallenden Wänden dahin, und erst ein wenig oberhalb der Ausmündung in den Tanganika öffnet sich das Tal, und der Fluß wird für Kanus einigermaßen benutzbar. Weiter oberhalb besteht außer einer Ueberfahrtsgelegenheit mit Kanus in den ruhigen Gewässern am Nivu nur ein Uebergang, eben jene Steinbrücke. An dieser Stelle verengt sich der Fluß, der auf einer Strecke von einigen hundert Metern 50 bis 60 Meter Breite und den Charakter eines Bergstromes hat, auf 6 oder 7 Meter und verschwindet plötzlich im Boden unter einer Art von natürlichem Damm von 10 Meter Breite. Er fließt wie durch einen Heber und kommt auf der anderen Seite mit gewaltigem Sprudel wieder zum Vorschein. An dieser Stelle ist das Ostufer 200 bis 300 Meter senkrecht abgeschnitten, und das Westufer bietet als Pfad nur eine Felsgeröllmasse, über die man hinwegklettern muß, sei es, um zum Flusse hinunterzusteigen, sei es, um an ihm entlang zu gehen. — („Globus.“)

**Aus dem Tierreiche.**

U. Nützliche Schildläuse. Ueber einen bei uns noch fast ganz unbekanntem Erwerbszweig der beiden großen ostasiatischen Reiche macht Dr. Alberts in der bekannten naturwissenschaftlichen Halbmonatschrift „Aus der Natur“ sehr interessante Mitteilungen. Der Wachsbaum, wie er dort betrieben wird, stellt entschieden eine fast mühelose und dabei recht einträgliche Industrie dar; wird doch die ganze Arbeit ohne jede Weihilfe oder besondere Pflege des glücklichen Besitzers von zahllosen Scharen winziger Insekten aus der Verwandtschaft unserer Schildläuse geleistet. Die Tierchen leben in ihrer chinesischen Heimat auf gewissen Eichen- und Ligusterarten, die ausschließlich zu diesem Zwecke auf weiten Landstrichen kultiviert werden.

In dichten Scharen, fast aufeinander sitzend, findet man die Zweige und Blätter der Weidebäume von den weiblichen Exemplaren dieser Wachschildläuse überzät. Es sind dieses plumpe, annähernd kugelförmige Geschöpfe, von ungefähr 11 Millimeter Länge. Die Rückenseite der Tierchen weist einen dunkelbraunen Ton auf, während die Unterseite gelblich weiß gefärbt ist. Auf dem Rücken bemerkt man noch mehrere dunkle Flecken, denen zuweilen eine zähe, sälsüßige Flüssigkeit entquillt, die vielleicht als elektrisches Abschreckungsmittel gegen Feinde dient.

Beim Herannahen der herbstlichen Jahreszeit zu Ende September oder in der ersten Hälfte des Oktober treten mit einem Male geflügelte Männchen auf, die an Größe ihren Frauen erheblich nachstehen. Diese haben nur, wie so vielfach im Insektenleben, die eine Aufgabe, die Befruchtung der Weibchen auszuführen, um dann bald zugrunde zu gehen.

Im Mai des nächsten Jahres, also etwa sieben Monate nach der Befruchtung, beginnen die Weibchen ihre Eier abzulegen. Und zwar verbirgt die Mutter die Eier alle unter ihrem eigenen Körper. Die Bauchseite schrumpft nämlich allmählich immer mehr und mehr zusammen, so daß unter dem Rückenschild, der dem Zweige fest anliegt, ein verhältnismäßig großer Hohlraum entsteht, welcher bisweilen mehrere Tausende von Eiern umschließt. Ungefähr einen Monat nach der Eiablage schlüpfen aus den winzig kleinen hell-

gelben Eiern die ersten Larven aus, die bald den ganzen Baum überfluten und sich nun allmählich durch einen komplizierten Umwandlungsprozeß zum fertigen Tiere entwickeln. Ende August etwa, nachdem die Larven vorher eine Häutung durchgemacht haben, umgeben sich zuerst die männlichen Individuen vermittels gewisser Hautdrüsen mit einem eiförmigen, aus schneeweißen Fäden gebildeten Kokon, und dieser ist es, der das kostbare Wachs liefert. Die Umwickelung der weiblichen Tiere vollzieht sich im großen und ganzen in der gleichen Weise.

Merkwürdigerweise wollen aber die Schildläuse häufig an den Blättern, an denen die Eiablage stattgefunden hat, nicht recht gedeihen, unterlassen die Wachsausscheidung und sterben frühzeitig ab. Die Züchter wissen sich jedoch vor Schaden dadurch zu schützen, daß sie bereits Anfang Mai die weiblichen Tiere vorsichtig von den Zweigen ablösen und sie sorgfältig zwischen Blätter verpackt in großen Bambuskörben viele Tagemarsche weit über Land in ganz veränderte klimatische Verhältnisse bringen. Hier werden dann die Tiere auf andere Nährpflanzen gebracht und belohnen die aufgewandte Mühe dadurch, daß sie sich rasch und kräftig entwickeln. Der Transport ist deswegen besonders beschwerlich und unangenehm, weil man wegen der für die Larven schädlichen Tageshitze nur während der Nacht marschieren darf, am Tage aber die kostbaren Körbe vorsichtig vor den Sonnenstrahlen verbergen muß.

An dem Bestimmungsorte angelangt, werden die Zweige mit den Weibchen auf die einzelnen Nährpflanzen verteilt und nicht lange, dann wimmeln diese von Schildlauslarven. Im September kann dann gewöhnlich schon die Ernte beginnen, sind doch jetzt die Zweige oft mit einer zwei bis drei Zentimeter dicken zarten Wachsschicht überzogen, die nur abgeschabt und eingeschmolzen zu werden braucht, um zur Verwendung zu Beleuchtungszwecken oder zur Herstellung von Tempelbildern bereit zu sein. Von dieser merkwürdigen Industrie leben in den beiden Reichen viele Tausende von Menschen.

Doch nicht nur die Wachschildläuse bringt den Menschen Vorteil, sondern auch mehrere verwandte Arten müssen unter die Rubrik der nützlichen Tiere gestellt werden. An der Spitze verdient da vor allem die berühmte Cochenille-Laus genannt zu werden. Auch bei diesem Tierchen, dessen ursprüngliche Heimat Mexiko ist, herrscht zwischen den beiden Geschlechtern im Aussehen ein großer Unterschied. Das Männchen ist auch hier ein kleines, mit Flügeln versehenes Tierchen von 1,5 Millimeter Länge. Besonders zeichnet es sich durch seine karminrote Farbe und seine hellen, fast weißen Flügel aus. Ganz anders das weibliche Tier. Dieses ist ungefähr doppelt so groß, von nahezu kugelförmiger Gestalt und erinnert in seinem Aussehen eher an eine Beerenfrucht als an ein lebendes Tier. Die Nahrungspflanze dieses Tierchens ist der bekannte Feigenaktus, Opuntia coccinellifera. Früher nur in Mexiko vorkommend, wurde die Cochenille-Laus später, als ihr hoher Wert mehr und mehr erkannt wurde, mit gutem Erfolge nach Spanien, Nordafrika, Java usw. verpflanzt und bildete hier bald, wie in ihrer Heimat, eine wichtige Erwerbsquelle.

Die Tiere liefern bekanntlich den schönen roten Karminfarbstoff. Zu diesem Zwecke werden sie gesammelt und langsam auf einem heißen Blech getrocknet. Da 140 000 so geborrter Tierchen erst ein Kilogramm ausmachen, und in der Blütezeit der Cochenille-Zucht aus Mexiko allein jedes Jahr etwa 450 000 Kilogramm Schildläuse ausgeführt und für annähernd zwanzig Millionen Mark verkauft wurden, kann man sich ein Bild von dem Umfange der Zucht machen. Später, als erst die anderen Länder dem mexikanischen Handel Konkurrenz zu machen begannen, nahm natürlich die Ausfuhr erheblich ab; immerhin besaß sie noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Wert von etwa zehn Millionen Mark.

Jetzt jedoch, seit die Verwendung von Teerfarbstoffen immer mehr und sich greift, ist die Cochenille-Zucht allerorts in starkem Rückgange begriffen, ja selbst in dem Heimatlande Mexiko wird sie kaum noch in nennenswertem Umfange betrieben.

Zu erwähnen bleibt endlich noch die sogenannte Gummi-lack-Schildläuse, welche in ihrer ostindischen Heimat durch Anstechen ihrer Wirtspflanzen, verschiedener Feigenarten, ein Ausfließen des Gummijaftes bewirkt, der zur Bereitung von Siegelack, Schellack, Kitt und Firnis Verwendung findet. —

**Notizen.**

— Liliencron wird aufgeführt. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Schiller-Theater will es in der nächsten Spielzeit mit „Knut der Herr“ und „Die Ranxow und die Pogowisch“ wagen. —

— Herr Olaf reitet, ein neues Märchendrama von Holger Drämann kommt zum 60. Geburtstag des Dichters, am 9. Oktober in Kopenhagen zur Aufführung. —

— Rudolph Lenoir, Oberregisseur am Stadt-Theater in Nürnberg, ist für das Lessing-Theater verpflichtet worden. —

— Direktor Barnowsky ist sein Theater zu klein. Er übernimmt die Spezialitätenbühne in der Passage, taufte sie in Linden-Theater um und macht eine Lustspielbühne daraus. Das Kleine Theater behält er. —

— „Aure-Marei“, eine abendfüllende Oper von Kuhlensamp, erlebt im November ihre Uraufführung im Theater des Westens. —